

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 18.

Posen, den 15. Juli 1927.

Nr. 18.

Copyright by Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Der verlorene Kranz

Roman von Toni Rothmund.

11. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Als Margrit sich nach drei Tagen zum erstenmal aus dem Hause getraute, um einige Lebensmittel einzukaufen, weigerte ihr die Krämerfrau geradezu die Ware, und die zufällig anwesenden Bäuerinnen sagten ihr alle Schand' ins Gesicht.

Belebend vor Erregung lief Margrit zurück und ging geradewegs zu Firnhalders hinauf. Mit fliegenden Worten erzählte sie, was ihr geschehen war, die Röte der Empörung noch im Gesicht.

Jostas Firnhalders verlor sich in ihren Anblick. „Wie zornig du bist, Margrit,“ sagte er, als sie zu Ende war. „Hast du denn vergessen, was ich dir so oft gesagt habe? Das Urteil der Leute ist nicht so wichtig, wie sie selber meinen. Aber du sollst nicht mehr allein aus dem Hause gehen, bis sich ihr Gift gelegt hat. Sie könnten dir was antun!“

Haß und Mut und ohnmächtiger Zorn glitten wie Wolken Schatten über ihre Stirn. „Ich wollt', ich könnt' mich rächen,“ murmelte sie zwischen zusammengebißnen Zähnen.

„Damit kriegest du zu denen herab, die du verachtest,“ sagte er ruhig.

„Wohl. Aber ich fände Ruh'! Seit ich denken kann, haben die mich gequält und verfolgt, auch dort, wo ich nichts Böses getan hab'.“

„Ist Bauernart, an alten Vorurteilen zu hängen. Das schaffst du nicht aus der Welt. Und hast dich auch sonst nicht daran gelehrt.“

„Ja, sonst, da könnt' ich ihnen ins Gesicht lachen. Aber jetzt ist's ein ander Ding. Die sind nicht besser als ich. Von denen nehm' ich nichts an, nicht Urteil und nicht Straß.“

„Das brauchst du auch nicht. Du hast dir beides schon selbst gesprochen. Dagegen wagt das, was die Menschen dir noch zu sagen haben, nur ganz gering.“

„Ich hätt' mir ein Urteil gesprochen?“

„Hast du dich nicht schuldig genannt?“

„Ja, das hab' ich getan, und grad das ist's, warum ich jetzt so elend bin. Warum kann ich denn nicht sein wie meine Schwestern, nehmen was ich will, ganz gleich, ob's recht ist oder nicht! Anstatt mich ewig mit einem schlechten Gewissen herumzuschlagen!“

„Das sind die wilden Raubvögel aus dem Schwandernest, die rauben und töten und schlagen ihre Fänge in alles, was ihre Gier reizt. Die sind schuldlos in aller Schuld. Ihre Leidenschaften sind ihre Gesetze, nach denen sie ihr Leben richten. Du kannst nicht sein wie deine Schwestern. Du bist wissend geworden, bist in einer andern Welt aufgewachsen. Dir ist Schuld, was jenen Recht ist.“

Sie sah schräg zu ihm hinüber, und etwas wie Haß gegen ihn brannte in ihr auf. „Ja, das ist wahr, und Ihr habt mich so gemacht, aber ich kann's euch nicht danken. Gift habt Ihr mir getan in alles, was ich hab'

leben müssen. Es ist schon schlimm, wenn man so schlecht ist wie 's Judith. Aber man wird doch wenigstens mit dem Leben fertig. Alles wissen und doch nicht anders können, das ist fürchterlich.“

Er war verstummt vor ihrem leidenschaftlichen Ausbruch. Scheu und verschlossen war sie neben ihm her durch die langen Kinderjahre, die frühen Mädchenjahre gegangen, ohne viel von sich zu reden. Er hatte wohl ihr ungebändigtes Herz, ihr gieriges Blut geahnt, aber nur so, wie man von dem Feuer weiß, das eingeschlossen im Erdinneren brennt. Erst wenn es sich einen Spalt reißt und herausbricht, erkennt man seine schauerliche Gewalt. Er schaute sie an und dachte: „Margrit, was weiß ich von deiner Seele? Nichts! Was weiß ich von den Gesetzen, denen sie gehorcht? Nichts! Was hab' ich erreicht mit der Arbeit von zwölf Jahren an dir? Wieder nichts! Bist mir ein fremdes, junges, heißblütiges Weib, das ist alles, was ich von dir weiß — und ist genug — und schon zuviel für mich!“

Sie war dunkel errötet unter seinen Blicken und neigte den Kopf. „Nun hab' ich euch weh' getan, dem letzten Menschen, der es gut mit mir meint! Mir wär's das beste, ich wär' tot! Mein Leben ist ja doch verfahren!“

Jostas Firnhalders strich sich mit der Hand durch das Haar und seufzte: „Ja, Margrit, du hast fürchterlich in deinem Leben herumgepfuscht. Aber so verdorben ist es noch nicht, daß du es nicht wieder in Ordnung bringen könntest. Dies Wissen von dir selbst, das ist schon der Keim zu neuem Werden, das ist ein Anfang und eine Hoffnung. Du hast dich nur noch selbst nicht gekannt. Denn so, wie du meintest, sein zu können, so bist du ja gar nicht. Sonst würdest du dir jetzt keine Vorwürfe machen!“

„Um meine Lieb' mach' ich mir keinen Vorwurf,“ trogte sie. „Wenn alles wieder an mich käme — ich müßte genau wieder so tun, wie ich getan hab'. Und nur das eine reut mich, daß ich's nicht ganz hab' tun können, daß ich nicht mit ihm fortgegangen bin, wie er immer gewollt hat. Dann lebt' er heute noch, und alles wär' anders.“

„Ja, das ist vielleicht wahr,“ sagte Firnhalders nachdenklich. „Es war dir aber nicht gegeben, das zu tun. So sehen wir manchmal über oder unter uns allerlei Wege, die uns besser zum Glück zu führen scheinen. Und doch gibt es für jede Seele nur einen Weg zu ihrem Frieden, und so oft sie irre geht, muß sie es mit bitterer Qual büßen. Was ist das? Schuld — Recht — Böse — und Gut? Es gibt keine Regeln. Jeder trägt sein eigenes Gesetz in sich. Du hast dich gegen dein Gesetz vergangen, du bist vor dir selbst schuldig geworden. Und darum mußt du jetzt leiden. Da kann dir niemand helfen.“

Sie antwortete nichts mehr. Ihr rascher Zorn war verrauscht. Vor diesem Mann zerbrachen alle Leidenschaften, Zorn, Haß und Rachsucht. So war es immer gewesen. Aber ein dumpfes Auflehn blieb in ihr, so, als ahne sie, daß er gleichzeitig alles Starke, Frohe und Gesunde in ihr zerbräche, so daß sie nichts mehr war als ein verlorener und verirrter Schatten ihrer selbst.

Es gab nicht viel Arbeit in der kleinen Häuslichkeit. Margrit saß stundenlang vor dem Nähtischchen und starrte die Dorfstraße hinab, ohne viel von dem zu gewahren, was dort unten vorging, und die Tränen gruben Furchen in ihr bleiches Gesicht. Riesengroß und immer noch wachsend stand eine Not vor ihr, und eine rastlose, jagende Angst fraß oft sogar den Schmerz um Thomas.

Sie wußte es jetzt, sie trug ein Kind von ihm unter dem Herzen. Und was sonst ihre Seele mit jauchzendem Entzücken erfüllt hätte, das schuf ihr jetzt Verzweiflung und Angst.

Wer war sie denn, daß sie hätte Mutter sein dürfen? Wo war des Kindes Vater? Jedes Kind hat ein Recht auf Vater und Mutter! Ihres aber war betrogen, noch ehe es die Augen aufgetan hatte. Betrogen durch ihre Schuld.

Firnhalbers Sorge war um sie wie ein Mantel. Aber seit sie wußte, welches Schicksal ihr bevorstand, war ihr seine stumme Hut zur Qual, und sie wäre am liebsten fortgegangen, weit, weit fort, wo niemand sie kannte. Und er würde sie nicht gehen lassen wollen, das ahnte ihr. Sie mußte ihm auch dies Letzte noch beichten, ehe er sie ziehen ließ. Aber eine erstickende Scham verschloß ihr immer wieder den Mund.

Wenn Firnhalter zu ihr sprach, so fiel jedes Wort wie ein falscher Ton in ihre Seele. Sein Groll auf den Menschen, der ihr Leben zerstört hatte, dieser Groll, der sich in gelegentlichen Worten und Mienen allzu deutlich verriet, tat ihr ebenso weh wie seine vergeblichen Versuche, ihre Gedanken in eine andere Bahn zu lenken. Er mochte das wohl empfinden, denn er schwieg alsbald ganz über Thomas und alles, was mit Thomas zusammenhing. Damit beraubte er sie der Möglichkeit, von dem zu reden, was ihr ganzes Denken ausfüllte. Und immer unmöglicher schien es ihr, das letzte Geständnis zu machen. Aber wenn sie schweigend beieinander saßen, fühlte sie oft seine Blicke auf sie ruhen, und das machte sie unsicher und quälte sie, so daß sie gern vermieden hätte, mit ihm allein zu sein, wenn dies in dem engen Schulhause möglich gewesen wäre. Firnhalter aber konnte die Blicke nicht von ihr wenden, wenn sie stumm am Fenster saß und nähte, oder wenn sie schweigend im Hause arbeitete oder im Garten grub und pflanzte.

Wer war sie — dieses tiefschweigende Geschöpf, das er kannte und das ihm doch fremder war als der fremdeste Mensch auf Gottes Erdboden? Was trug sie für Geheimnisse in der Seele? Flogen wohl alle, alle ihre Gedanken zu dem Abenteurer, der sie an sich gerissen und gebrochen hatte? Galt kein einziger ihm, der sie aufgenommen, der auf alles hätte verzichten können um ihrerwillen? Blühten in der Stille der Nacht alle heißen Stunden auf, die sie mit dem andern geteilt hatte, und stellten sich wie ein Kranz von roten Rosen um ihr Bett?

Sein Teil aber war Schweigen und Verzichten, und Einsamkeit sein Weg. Sein Leben durfte nur seiner Wissenschaft gehören, er wußte es und hatte es immer gewußt.

Warum wuchs ihm denn jetzt Qual daraus? Warum fühlte er sich jetzt vom Leben ausgeschlossen? Warum grünte ihn die Neue um seine verstaubte Jugend höhnisch an? Warum träumte ihm alle Nacht von ihrem seltsamen, blutroten Mund, den er doch nie küssen durfte?

Schweig, ach Schweig, du Narr! Du gingest schon längst in die sieben Einsamkeiten ein, du bist am Besten des Lebens vorübergegangen, das hast du versäumt und verträumt. Und da es ein anderer nahm und brach, da stehst du mit leeren Händen!

Man muß für alles bezahlen auf der Welt. Wer in jungen Jahren die Ruhe des Weisen erstrebt, der muß auf das Glück der Toren verzichten, auf dieses junge, heiße, lebendige Liebesglück!

So lebten diese beiden von der Welt abgeschlossenen Menschen stumm nebeneinander. Aber die Qual der Welt war bei ihnen dennoch eingelehrt.

Es herböte schon. Alle Morgen stand die Sonne in goldener Klarheit am tiefblauen Himmel. Aber drunten im Tal brauten die Nebel, grau, finster, wie ein in der Brandung erstarrter Ozean. Man lebte hier oben wie auf einer Insel. Aber Margrit wußte es: immer näher, unerbittlich näher kam der Tag, wo sie in das graue Meer hinuntersteigen mußte.

Die Ernteferien waren zu Ende, die Schule sollte wieder beginnen. Da aber begab sich das Erstaunliche, daß sich kein einziges Kind im Hergatinger Schulhaus einfand. Es war eine Bosheit ausgebrochen im Dorf, wie eine bedrohliche Seuche. Ganz allein saß Jostias Firnhalter an diesem zwölften September vor leeren Bänken an seinem Pult und zog das Jazzt seiner Schulmeisterfähigkeit auf dem Schwarzwald. Man konnte nicht anders sagen, als daß es ein betäubendes war. Dieser Schultreik würde nun erst der Anfang von allerlei verwunderlichen Dingen sein. Es würde nun eine Anklage kommen, eine Maßregelung von oben, die Strafverletzung in irgend ein Schnakenloch in der Ebene drunten. Nun das alles ging noch. Es konnte aber auch sein, daß diesem ersten Schritt der guten Hergatinger noch ein weiterer folgen würde, daß die Zeitungen sich dieses Skandalos, der keiner war, bemächtigen würden, daß Margrits Schicksal, Margrits Name aufs neue vor aller Welt Augen gezerrt würden! Man mußte auf alles gefaßt sein.

Man lebt nicht... „ob der Welt“ und ihren Gesetzen! Seltsam sind die Menschen und sehr verkehrt!

Jostias Firnhalter nahm sich einen Bogen reinen Schreibpapiers, bedauerte ihn ein wenig, daß er einer so zwecklosen Unternehmung geweiht werden mußte, und begab sich daran, einen Bericht an den Oberschulrat zu machen. Dabei dachte er: vielleicht hat sich doch unter all den Regierenden da oben einer noch ein schlagendes Herz gerettet. Und er schrieb an dies eine schlagende Herz, was geschehen war von dem Tage an, wo Margrit Schwander als ein sechsjährig Märdle in sein Haus gekommen war bis heut, wo sie bei ihm droben herum-schlich als ein schiffbrüchiger und gebrochener Mensch.

Es ging ihm aber seltsam während des Schreibens. Er vergaß, daß dies ein Bericht an seine vorgelegte Behörde werden sollte, es wurde ihm zur Beichte vor sich selbst, vor der eigenen Seele. Er sprach aus, was ihm das Kind gewesen war, wie es immer mehr sein eigen geworden, bis es gegangen war und eine unerträgliche Dede in ihm zurückgelassen hatte. Und wie es dann wieder heimgekehrt war als ein vollerblühtes Weib — fremd und von geheimnisvollem Zauber umflossen.

Wie er so selbstvergessen saß und schrieb, ging die Tür auf, und Margrit trat herein. Ihr Gesicht war vom Weinen entstellt, so daß er erschrak. „Was hast du, Margrit?“

Da brach's heraus wie ein Wildwasser: „Oh, verzeiht, daß ich hierhergekommen bin und euch in all dieses hineingezogen habe! Eure Schwester hatte tausendmal recht, ich hätt' es nie tun dürfen! Und nun haben sie euch diese Schand' angetan und schiden die Kinder nit, und das ganze Dorf ist gegen euch, sie wollen euch nimmer als Lehrer haben, und alles, alles wegen mir!“

„Margrit,“ sagte er, und stand von seinem Pult auf, „vor allen Dingen hör' einmal auf zu weinen. Schau, wenn du noch ein kleines Ding wärst, dann würd' ich dich jetzt aufs Heulbänkchen setzen, da hinten beim Ofen, du weißt schon. Nun, leider bist du zu groß dazu.“

Sie schluchzte. „Ihr seid besser als sie alle zusammen, kein Mensch ahnt es, wie gut Ihr seid, und nun müßt Ihr euch von denen behandeln lassen wie ein Hund!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Löwentäfig.

Zwei Geschichten mit ungleichem Ausgang.

Von Friedrich Burschell.

Die Duplizität der Ereignisse, wie zum Beispiel der Naturkatastrophen, merkwürdiger Verbrechen und seltsamer Fälle, ist genügend bekannt; nicht häufig jedoch dürfte es vorgekommen sein, daß ein ziemlich ähnlicher Vorfall einmal so tragisch, das andere Mal so grotesk ausfiel, wie in diesen beiden Geschichten vom Löwentäfig, die um dieselbe Zeit aus verschiedenen Orten gemeldet wurden.

Die Frau eines Postsekretärs in einer deutschen Stadt, ein unter der dämpften häuslichen Arbeit, in ihrer untrüben Ehe früh vergrämtes, unscheinbares Wesen, ging eines Nachmittags, von einer ungewöhnlichen Laune erfaßt, in den Zirkus, der mit seinen Umzügen und vielen bunten Plakaten ihr die Zerstreuung versprach, die sie nötig hatte. Sie sah auf einer der obersten Reihen und sah sich das verwirrende Treiben auf den Maneegen, die prächtige Schau der fremden Tiere, den goldenen Glitter der Kostüme an, etwas gedrückt wie immer, gleichsam verprügelt vor einer so lauten, strahlenden Wirklichkeit. Sie hörte zunächst kaum hin, als der Tierbändiger im Auftrage der Direktion, die etwas mehr Schwung in das Geschäft bringen wollte, eine Prämie für den Mütigen ausrief, der es wagen würde, den Löwentäfig zu betreten. Doch dann entstand eine Stille, eine gegen den früheren Lärm sehr vernehmliche, bestirzende und erregende Stille, in der die Menschen verlegen zu Boden saßen und die Worte in der Frau plötzlich Wurzeln schlugen, und zwar dergestalt, daß der Tierbändiger nur den ersten, kurzen Satz seiner Aufforderung zu wiederholen brauchte, und schon war die unscheinbare, kleine Frau durch den Gang zu ihm herabgestiegen. Sie ließ sich mechanisch führen, tat alles, was man von ihr erwartete, blieb unter den Bestien, die nicht die geringste Notiz von ihr nahmen, eine geraume Weile, ganz blind und still, ganz ohne Sensation, wurde schließlich, da es den Leuten zu langweilig wurde, wieder herausgelassen, bekam die ausgezehrt filzige Mantel und ging nach Hause.

Erst als sie den Schlüssel zu ihrer Wohnung umdrehte, merkte sie, daß etwas geschehen war, etwas Besonderes, etwas Entscheidendes. Noch nie war sie so durch die Zimmer gegangen, wie auf Wolken ging sie, leicht und getragen. Sie brauchte sich gar nicht aufzurecken, sie war nicht mehr klein, von der Welt übersehen, nicht mehr verprügelt, vergämt, wie ein Phönix aus der Asche war sie aufgestanden, diesen Vergleich hielt sie fest, er war ihr schon immer aufgefallen.

Dann richtete sie schnell das Essen her, ihr Mann mußte gleich von seinem Dienst nach Hause kommen. Sie hatte die gute Bluse nicht ausgezogen, die goldene Broche nicht abgelegt, wie sie sonst immer tat, wenn sie im Haushalt noch arbeiten mußte. Sie wollte gerüstet, festlich gekleidet sein zur Vergeltung für ihr gedrücktes Leben, zum Triumph der alles überwindenden Rache.

Der Mann war da, sie ließ sich Zeit. Es gehörte dazu, es war vorabzurednen, daß alles ganz so wie immer war. Er sah beim Essen, verdrossen, müde, sah nicht herüber, bemerkte nichts.

„Ich war im Zirkus,“ sagte sie schließlich, nicht mehr ganz so sicher, wie sie es geträumt hatte. Der Mann sah so schwer auf seinem Stuhl!

„So,“ sagte er und zündete sich eine Zigarre an, nichts weiter als „so“. Sie erregte sich sehr; das war ihr Leben, es war nichts abzutreiben. Sie versuchte es viel zu verwirrt und hastig:

„Ich war im Löwentäfig, daß du es nur weißt, ganz allein war ich drin unter den wilden Tieren. Sie haben einen Preis ausgesetzt, keiner hat es gewagt, da hab ich mich gemeldet und bin in den Käfig gegangen.“

Ganz flüchtig tauchte der Mann hinter seiner Zeitung auf; ein Laut kam aus seinem Mund, ein kurzes Brusten. „Du bist berückt,“ sagte er noch, mit den Achseln zuckend, dann war er wieder hinter dem Blatt verschwunden.

„Du glaubst mir nicht!“ schrie sie, aus allen Himmeln gerissen, sprang auf und riß ihm die Zeitung weg. „Du glaubst mir nicht!“ schrie sie unablässig, um ihren Triumph gebracht, die Angst in der Kehle, in ihr erbärmliches Leben schon wieder zurückgestoßen zu sein.

Hätte sie jetzt ruhig überlegen können, so wäre nichts verloren gewesen. Sie hätte den Fünftagmarktchen vorseigen können, und wenn auch dies nichts nützte, irgend welche Nachbarn als Zeugen rufen, oder sie hätte sich nur ins Bett zu legen brauchen und bis morgen warten, wo ihr Mann es bestimmt in seinem Amt erfüllte.

Aber jetzt geschah etwas Unerklärliches, wie es manchmal zwischen zwei Menschen geschieht, die einander zu nahe sind, wider alle Vernunft und unwiderstehlich. Als der Mann die Frau vor sich stehen sah, von Zorn geschüttelt und kampfbereit, brach er in ein furchtbares, nicht endenwollendes Lachen aus, hieb sich mit den Händen auf die Schenkel, daß es klatschte, so roh, so brutal, so sehr überlegen, deutete mit den Fingern auf sie, auf die kleine, grmselige, gedrückte und verprügelte Frau und bröhnte, vom Lachen ersticht, hervor:

„Du willst im Löwentäfig gewesen sein! Du willst im Löwentäfig gewesen sein!“

Doch dreimal konnte er den Satz nicht wiederholen. Die Frau drehte sich wie rasend um, sah das Brotmesser blitzen, hatte es an sich gerissen, und bevor der Mann sich über diese Bewegung klar war, hatte sie zugestoßen, hieb sie noch immer zu, bis sie das Blut sah und ein Todesröcheln hörte.

Zweifellos war auch das Einbernehmen des biedereren französischen Kleinstadtkentiers Boulon, eines etwas wehmütigen und sehr bescheidenen Mannes, mit seiner kräftigen Gattin Amélie nicht das Beste. Es war, offen gesagt, besonders schlecht. Diese Ehe war eine Hölle auf Erden, ein von der unerträglichsten Frau gegen den aufreizend harmlosen Gatten aus hundertlei, nicht zu beschreibenden Gründen täglich, unablässig geführter, wütender Kleinrieg, der freilich kein so blutiges Opfer zur Folge hatte.

Der Mann hätte es nicht allein gewagt, in den Zirkus zu gehen: es war selbstverständlich, daß sie mitkam. Aber schon an der Kasse regte sich die Galle der Frau, die mit ihren scharfen, immer mißtrauischen Augen bemerkt hatte, daß Herr Boulon beim Bezahlen der Willets einen schönen blauen Zwanzigfrankschein, über dessen Herkunft und etwaige Verwendung sie nicht unterrichtet war, in seiner Brieftasche vor ihr zu verstecken suchte. Dann kam es beim Einnehmen der Plätze zu einem höchst einseitig geführten Meinungsaustrausch, als Frau Boulon entdeckte, daß in der günstig gelegenen Reihe, die ihr Gatte unter Mühen erkämpft hatte, ein paar ihrer schlimmsten Feinde saßen, so daß der Geplagte, immer das unzufriedene Lächeln im Rücken, unter Stoßen, Drängen und Schieben neue Plätze erobern mußte.

Raum saßen sie, so brach der gewohnheitsmäßige, durch die Vorkommnisse noch besonders gereizte Unmut der Frau, der sich bis dahin nur in erregtem Flüstern und giftigen Blicken geäußert hatte, zugleich mit dem Schmettern der Musikinstrumente in entsprechender starker Tonart aus. Es war die alte, ewige Leier, die leichte Monotonie der Vorwürfe, weiß Gott aus welchen Tiefen stammend, vielleicht wollte sie sich an ihrem Gatten rächen, weil er in seiner Jugend einmal an einem heiteren Sommerabend ein Wesen zur Schau getragen hatte, das einen anderen Mann versprach als diesen belebten Trottel: genug, sie erbißte sich mehr und mehr. Nichts konnte sie von ihrer Wut abbringen, weder die Späße der Clowns, noch die tangenden Schimmel, weder der Haarschweif am Körper einer hübschen Dame vorbereitende Messerwerfer noch das majestätische Brüllen der wilden Tiere. Im Gegenteil, der scharfe, erregende Geruch, der ähnde Staub, das Schreien, Dröhnen und Gellen steigerte ihren Zorn gegen den teilnahmslos neben ihr sitzenden Gatten. Sie schrie und tobte, und als sie nun gar zu bemerken glaubte, daß er durch das Oberglas die üppigen Formen der Tierbändigerin in ihrem rosa Trikot bestaunte, griff sie ihn auch noch tödlich an.

Der Mann nun, hinter seinem ruhigen Aeußern, seiner einzigen Waffe, aufs tiefste erregt, selber aufgepeitscht durch den barbarischen Lärm und die Ausdünstungen, von Ekel gepackt vor dem leifenden Weib, das ihn zu allem noch schmerzhaft schlug, sprang auf, stürzte fort und hatte nichts anderes als Flucht im Sinn.

Aber die Frau war stink und hinter ihm her, sie schwang ihren Schirm und bedrohte ihn. Das Publikum, zuerst verblüfft, sah wiehern vor Lachen der Hezjagd zu, heßte selber mit gepfeiferten Zurufen mit.

Der Ausgang lag im Rücken des Mannes, hinter der höllischen Furie. Er rannte geradeaus, irgend wohin, nur fort, quer über die Manege, zu den Käfigen. Dort ging es nicht weiter, der Weg war versperrt, aber eben öffnete sich kurz der Löwentäfiger. Die Tierbändigerin trat heraus, um nach dem Lärm zu sehen, und dieser Augenblick hatte genügt.

Um nur der entsetzlichen Frau nicht in die Hände zu fallen, schob er mit einer Kraft, die die Verzweiflung ihm gab, die verdächtige Tierbändigerin beiseite, zwängte sich durch den offen stehenden Spalt und schlug wahrhaftig die Gittertür zu. Hier stand er jetzt, ganz atemlos und sich den Schweiß abwischend. Er achtete es nicht, daß die Löwen sich duckten, ihr mörderisches Gebiß entblößten und äußerst gefährlich zu murren begannen, weniger vor ihm gereizt als von seiner Gattin, die in ohnmächtiger Wut vor dem Gitter raste. „Du Feigling, du Feigling, du Feigling!“ ihm zurief und den Schirm schwang, bis man sie endlich fortriß.

Aber Herr Boulon stand noch immer unter den Löwen, seiner Frau entronnen, und lächelte, und als ihn zwei rettende Arme ergriffen und aus dem Käfig zogen, sträubte er sich ein wenig, vom Volk bejubelt.

Zehn Wochen unter chinesischen Räubern.

Der amerikanische Arzt Dr. Garbath J. Howards hat vor kurzem ein Buch veröffentlicht, das den Titel trägt: „Zehn Wochen unter chinesischen Räubern“. Dieser Dr. Howards hatte im Frühling 1926 seinen Freund, Major Palmer, besucht, der in der nördlichen Mandchurei in einem abgelegenen Dorf eine Ackerbaukolonie errichtet hatte. Die Farm lag am Ufer des Wolaimi, an einer sehr gefährlichen Stelle, denn etwa zehn Meilen westlich davon befand sich ein großes Räuberlager. Von hier pflegten die Banditen Raubzüge zu unternehmen, bisweilen in großen Scharen, um Dampfer zu überfallen, die auf Grund gelaufen waren, oder auch, um einen nichtahnenden Reisenden auszurauben. Daß in Wolaimi etwa fünf chinesische Soldaten stationiert waren, störte die Räuber nicht im mindesten. Major Palmer, der sich ganz in ihrer Nähe angesiedelt hatte, war ein unerfahrener Mann, und konnte es um so mehr sein, als seine Absichten bei der Ansiedlung keine eigennützigen waren, sondern einem großzügigen philanthropischen Ziel dienten: er wollte durch das Beispiel zeigen, wie fruchtbar die jetzt noch verödet liegenden Gebiete der Mandchurei in der Tat sind, um aus den bevölkerten Teilen Chinas, wo die Menschen in Hungersnöten zu Tausenden zu Grunde gehen, die Hungernden anzulocken. Als

Diesen neuen Gebieten anzufiedeln und hier das Land zweckmäßig zu bebauen. Dabei wollte er ihnen mit Rat und Tat an die Hand gehen. In den ersten Jahren ließ sich das Unternehmen gut an; eine Siedlung nach der anderen wuchs aus dem öden Boden empor, und nicht nur Chinesen, sondern auch Ausländer — wie Russen und Koreaner — flüchteten zu Palmer, um sich mit seiner Hilfe eine menschenwürdige Existenz zu gründen. Er war bei diesen Neusiedlern allgemein beliebt. Er kümmerte sich persönlich um das Wohlergehen aller und sorgte auch für die Kranken, so weit ihm die beschränkten Arzneimittel, die er zur Verfügung hatte, das erlaubten. Als sein amerikanischer Freund bei ihm eintraf, stellte dieser ihm seine ärztlichen Kenntnisse in reichem Maße zur Verfügung.

Da eines Nachts kam die Katastrophe. Palmer wurde von einem Boten gewarnt, der ihm meldete, daß eine Räuberbande zum zweiten Mal innerhalb sechs Wochen wie ein Heuschreckenschwarm über ein chinesisches Dorf der Siedlerkolonie hergefallen sei. Schon bei dem ersten Besuch hatten die Räuber alle Lebensmittel, die sich im Dorf befanden, geraubt. Nun aber kamen sie wieder. In dem Dorf befanden sich nur vierzig unbewaffnete Menschen, einschließlich der Frauen und Kinder, die keinen Widerstand gegen die bewaffneten und wohlbewaffneten Räuber, die stetig Mann stark waren, zu leisten wagten. Die Kolonisten baten Palmer um Hilfe, und da er immer wie ein Vater für seine Siedler sorgte, versprach er am nächsten Tage zu tun, was er könne. Nun machten sich Palmer selber, Dr. Howards und dessen junger Sohn und noch einige Leute auf den Weg, im ganzen acht Personen, ein Nichts gegen die Uebermacht, aber Palmer war der Meinung, daß man durch Entschlossenheit und Kühnheit die Räuber in die Flucht schlagen werde. „Wir brauchen nur ein paar Mal zu schießen, dann sehen sich die Kerle aufs Pferd und machen sich aus dem Staube“, sagte Palmer. Er gab jedoch strengen Befehl, nur in die Luft zu schießen, damit keiner von den Räubern verletzt würde.

Dr. Howards riet ihm, den Angriff nicht zu unternehmen, da er zu wenig Leute zur Verfügung habe, aber Palmer erwiderte: „Diese chinesischen Neusiedler haben von den Banditen so viel ausgehen müssen, daß ich wenigstens den Versuch machen möchte, ihnen zu helfen. Wenn Ihr nicht wollt, gehe ich allein!“ Dabei blieb es.

Als die Schüsse abgegeben wurden, erwiderten die Banditen wider Erwarten das Feuer, und die Kugeln sausten den Angreifern um die Ohren. Wie aus dem Boden gewachsen, fielen die Räuber über die kühnen Angreifer her, und bald lag Palmer tot am Boden, während Howards von den Banditen gefangen genommen wurde. Die anderen konnten sich durch rasche Flucht nach den Autos retten.

Und nun mußte sich Dr. Howards zehn Wochen lang bei den Räubern aufhalten, jeden Tag in Unruhe, ob man seinem Leben nicht ein Ende machen werde. Schließlich begannen die Räuber mit ihm wegen des Lösegeldes zu verhandeln. Zu diesem Zweck brachten sie einen Sarg herbei und zwangen Howards, daneben Aufstellung zu nehmen. Die Räuber waren alle bis an die Zähne bewaffnet und schienen die schlimmsten Absichten zu haben. Dann machte ihr Anführer Dr. Howards den Vorschlag, daß seine Freunde für ihn ein Lösegeld von 50 000 Dollar zahlen sollten. Howards, der die Art der Chinesen schon kannte, lächelte ihnen ins Gesicht und sagte, das sei ganz ausgeschlossen, dann wollten sie ihn lieber gleich erschießen. Da verzogte sich der Räuberhauptmann aufs Handeln und nannte zuerst 30 000, dann 20 000 und schließlich 10 000 Dollar. Howards erklärte, daß 10 000 Dollar zu viel seien; seine Freunde würden etwa 3000 bis 4000 Dollar aufbringen können, wenn man ihnen vierzehn Tage Zeit ließe. Aber darauf wollten die Räuber nicht eingehen. Sie bestanden darauf, daß 10 000 Dollar gezahlt werden müßten. Schließlich erklärte sich Howards damit einverstanden, froh, daß endlich die Lage geklärt war.

Eines Tages mußte er mit ansehen, wie die Räuber einen chinesischen Gefangenen ermordeten, von dem sie kein Lösegeld erhoffen konnten. Ihre Grausamkeit dabei war ein entsetzliches Erlebnis. Aber abgesehen von diesen Mordtaten waren die Räuber wie die Kinder, und sie waren zum Teil grenzenlos dankbar, als Dr. Howards einige von ihnen in Behandlung nahm und kurierte. Bald kamen sie in Scharen zu dem Arzt, um ihn um seine Hilfe zu bitten. Sie litten an allen möglichen Krankheiten, am verbreitetsten aber war auch unter ihnen eine Augenkrankheit, die neben Hungersnot und Ueberernährungen das Nationalübel der Chinesen ist und an der jährlich 100 Millionen Chinesen leiden. Jedes Jahr hat mindestens fünf Millionen neue Fälle zu verzeichnen, vor allem werden auch Kinder von dieser Augenkrankheit befallen, die häufig zur Erblindung beider Augen führt.

Die Räuber lebten nach kommunistischen Grundsätzen; sie hatten einen aus ihrer Schar gewählt, der ihr Geld verwaltete und die Lösegelder, die sie von ihren Gefangenen erpressten, auf gemeinsame Rechnung bei der Bank einzahlte. Manche der Räuber hatten auch Angehörige, denen sie regelmäßig Geld zukommen ließen. Einige unter ihnen machten von ihrem Anteil Reisen in große Städte, wo sie eine Weile von dem Gelde lustig lebten, um dann wieder zu den Räubern zurückzukehren; ihnen ist das Räuberleben einfach ein Erwerb wie alle anderen. Eine gesetzmäßige Gesetzlosigkeit.

Auch der gesamte Ueberblick, den Dr. Howards über die chinesischen Verhältnisse gibt, ist hochinteressant und gerade heute, wo China in aller Munde ist, von größtem Wert. Denn wir können die Gesamtlage nur beurteilen, wenn wir die Einzelheiten kennen, aus denen sich das Bild zusammensetzt.

Aus aller Welt.

Himmelsgerite. In älteren Büchern findet man oft Berichte, daß es an verschiedenen Orten Getreide vom Himmel geregnet hätte. Solche Erscheinungen haben nun tatsächlich schon öfters stattgefunden, aber es handelte sich bei dieser „Himmelsgerite“, wie sie im Volksmund hieß, keineswegs um wirkliches Getreide, sondern vielmehr um die in den Laubblattachsen des bekannten Scharbockkrautes (*ficaria verna*) stehenden kleinen Knöllchen, die sogenannten Brutknospen, aus denen, wenn die Mutterpflanze absterbt, neue Pflanzen hervorgehen. Wenn nun der Wind diese Knöllchen, die Weizenkörnern wirklich nicht unähnlich sind, verweht und sie dann manchmal in großen Mengen den Boden bedeckt, konnte leicht der Glaube an einen „Getreideregen“ entstehen.

Der neueste und allermodernste Sport. Es sind nur drei Männer in London, die ihn ausüben, und zwar in täglichen sportlichen Wettkämpfen. Der Sport ist also exklusiv. Und außerdem sehr vornehm. Denn diese drei Männer sind drei Richter des Obersten Gerichtshofs von England, und ihr amtliches Respekt sind die Ehe-scheidungsprozesse. Ihr sportliches Ziel aber ist in diesen Ehe-scheidungsprozessen, nach schwingender Meinung des Londoner Blattes, der Schnellleitzrekord. Weltmeister ist Lord Merrivale. Und das gebührt sich auch schon aus sozialen Gründen. Denn er ist Präsident des Gerichtshofs. Seine beiden Kollegen Gills und Bateson sind zweifellos auch recht aner-kennenswerte Champions. Bateson trennt eine Ehe in zehn Minuten, während Gills sogar nur siebenundsiebzig Minuten braucht. Aber Lord Merrivale geht doch mit anderthalb Kopfstücken als Erster durchs Ziel. Seine Ehe — selbstverständlich die ihm zum Durchschneiden zufallenden Ehe anderer Leute! — And in sechs Minuten halbiert. Innerhalb sechs Tagen hat er auf diese Weise zweihundert Ehepaare geschieden. Das ist allerdings ein sechs-Tage-Kennen von allermodernster Ausmaß. Und sehr Rennpreis? Der angemessenste wäre wohl der Bestk einer Gattin, der all die guten Eigenschaften eigen, die den 100 geschiedenen abgehen! Was die gibt?

Allerlei Wissen.

Amerikanische Kultur. In Amerika werden jährlich auf den Kopf der Bevölkerung 1,10 Dollar für Bücher und 18,16 Dollar für Käseereien ausgegeben.

Händel-Uraufführung am Braunschweiger Landestheater. Intendant Dr. Neubert hat Händels „König Porus“ in der Bearbeitung von Professor Dütsche zur Uraufführung am Braunschweiger Landestheater in der kommenden Spielzeit erworben.

Der neue Nachener Intendant. Der erfolgreiche Leiter des Würzburger Stadttheaters, Heinrich A. Strohm, wurde — erst 32jährig — unter nahezu 100 Bewerbern einstimmig auf mehrere Jahre zum Intendanten des Stadttheaters Nachen gewählt. Des neue Intendant, der in letzter Zeit wiederholt für mehrere große Bühnen in engster Wahl stand, war nach seinen Universitätsstudien, seiner schauspielerischen Ausbildung und einer Tätigkeit als Regisseur-Assistent zunächst Geschäftsleiter und Regisseur der Rheinischen Landesbühne. 1921 wurde er nach München berufen, um dort im Auftrag des bayerischen Kultusministers die Bayerische Landesbühne aufzubauen, deren Intendant er dann war, bis ihm 1925 die Stadt Würzburg die Leitung ihres Theaters übertrug, das unter ihm einen großen Aufschwung genommen hat.

Ein neues Krebsinstitut wurde in Montland errichtet. Es soll nicht nur die Ursachen dieses Leidens erforschen helfen, sondern auch alle Heilmethoden nachprüfen.

Fröhliche Ecte.

Zoologie. Der Unterschied zwischen einem Elefanten und einem Rhinoceros? Geht man mit einem Weibchen aus, ist man ein Elefant, und merkt man es nicht, ist man ein Rhinoceros.

Der Kleiderkoffer. Ein armer Mann geht über den Trödelmarkt. „Kaufen Sie mir etwas ab“, ruft ihm ein Händler zu. — „Was soll ich armer Mann Ihnen abkaufen?“ — „Nehmen Sie diesen schönen Puffer.“ — „Was soll ich mit einem Puffer?“ — „Da können Sie Ihre Kleider hineinstecken.“ — „Und ich soll nachher herumlaufen?“

Lieber Stupplizistmus! Ein Hund läuft schnuppernd, wedelnd, bellend im Schalterraum herum. Steckt ein Beamter den Kopf aus dem Schalterfenster und fragt eine Dame: „Verzeihen Sie, gnädige Frau, aber gehört das nette Hündchen Ihnen?“ — „Nein“, sagt die Dame.

Schreit der Beamte: „Willst du wohl machen, daß du fort-kommst, verdammter Köter!“ (Stupplizistmus.)

Der Bauer. „Wie heißt das Stück, das Sie da eben spielen, junger Mann?“

„Liebesgeflüster!“

„Gut, da hat der Komponist wohl Liebesgeflüster unter Schwarzhörigen gemeint.“ (Wegendorfer Blätter.)

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.